

nämlich bestiegen habe, kann ich mich durch die Luft an jeden beliebigen, noch so fernen Ort der Erde hinversetzen, ein Wunder, das noch nie erhört worden, und von dem ich, wenn Ihr, mein gnädigster Fürst, es befehlet, eine Probe abzulegen bereit bin.“ — Der König von Persien liebte das Wunderbare und hatte noch nie von etwas Ähnlichem gehört. Daher erwiderte er dem Indier, er möge nur immer eine Probe ablegen.

Der Indier schwang sich sofort mit Leichtigkeit auf sein Pferd und fragte, wohin ihn der König schicken wolle. Nun lag etwa drei Stunden von Schiras ein hoher Berg, den man von dem großen Plage aus, wo sich der Fürst befand, sehr gut sehen konnte. Dorthin, sagte der König, solle der Indier reiten. „Die Entfernung ist nicht sehr groß“, fügte er hinzu, „aber hinreichend, um die Schnelligkeit deines Rosses zu prüfen. Und weil man dich unmöglich mit den Augen bis dahin verfolgen kann, so bringe mir zum Zeichen, daß du dort gewesen bist, einen Zweig von dem Palmbaume am Fuße des Berges.“ — Kaum hatte der König ausgerebet, so drehte der Indier einen Wirbel im Nacken seines Pferdes, welches sich mit seinem Reiter blitzschnell so hoch in die Luft erhob, daß es den schärfsten Augen in wenig Augenblicken entschwinden war. Die Bewunderung des Königs und seines Hofes und das Beifalljauchzen der Menge begleiteten dieses Schauspiel. Kaum eine Viertelstunde nachher sah man den Indier mit dem Palmzweige in der Hand zurückkehren. Bald schwebte er über dem Plage, wo er sein Pferd unter dem Jubel des Volkes mehrere Wendungen machen ließ und sich endlich vor dem Throne des Königs niederließ. Er stieg ab, warf sich vor dem Fürsten nieder und legte ihm den Palmzweig zu Füßen.

Der König von Persien hatte das alles mit eben so viel Erstaunen als Bewunderung angesehen und zugleich große Lust bekommen, dies seltene Pferd zu besitzen. Da er jeden Preis dafür zu bewilligen entschlossen war und deshalb bei seinem Besitzer nicht viel Schwierigkeiten zu finden hoffte, so betrachtete er es schon so gut als sein eigen. „Nach dem Aussehen deines Pferdes zu urtheilen“, sprach er zu dem Indier, „hätte ich es freilich so hoch nicht geschätzt, als sein eigentlicher Wert ist. Du hast mir meinen Irrtum benommen, und um dir meine Dankbarkeit dafür zu beweisen, will ich dir es abkaufen, wenn es dir feil ist.“ — Der Indier entgegnete: „Herr, ich bin bereit, Euch das Zauberpferd zu überlassen, doch muß ich an diesen Handel eine Bedingung knüpfen, unter der ich es einzig und allein andern Händen überlassen kann. Ich erhielt nämlich dies Pferd von seinem Erfinder nicht durch Kauf, sondern indem ich ihm meine einzige Tochter dafür zur Frau gab, wobei er mir zugleich das Versprechen abnahm, daß ich es auch nie verkaufen, sondern nur durch einen ähnlichen Tausch einem andern abtreten dürfe.“

„Ich bin zu jedem Tausche mit dir bereit“, sprach der König, „du weißt, mein Reich ist groß, wähle dir eine seiner Städte zum unumschränkten Besitze auf Lebenszeit aus.“ — Dem Hofe erschien dies als ein wahrhaft königliches Anerbieten; es genügte aber bei weitem noch nicht den Ansprüchen des Indiers, der Höheres im Sinne hatte. „Herr“, erwiderte er, „ich kann Euch nicht genug für Eure Großmuth danken. Verzeiht aber, wenn ich so dreist